

Die Anschaulichkeit in Luthers Bildersprache.

Von Paul Lorenz, Berlin

Das Erlernen der alten wie der romanischen Sprachen läßt, sobald man zum Lesen des Schrifttums selbst vorge drungen ist, einen besonders deutlichen Unterschied gegenüber Werken in unserer deutschen Muttersprache erkennen, nämlich bei der Verwendung des bildlichen Ausdrucks. In der Antike wie in der Renaissance, diesen Hauptquellen unserer höheren Bildung, herrscht das Bild als Schmuck und Zierstück vor, hat also vor allem eine ästhetische Wirkung, zuweilen in einer unerträglich aufdringlichen Form, und zwar nicht etwa bloß in Dichtungen. Kant, dem man mit Unrecht eine Vergewaltigung der deutschen Sprache für seine philosophischen Zwecke vorwirft, bekennt von Rousseau, dem er eine bedeutsame Wendung in seiner philosophischen Entwicklung verdankt: „Ich muß ihn so lange lesen, bis mich die Schönheit seiner Ausdrücke gar nicht mehr stört, und dann kann ich allererst mit Vernunft ihn übersehen.“ Im deutschen Schrifttum, soweit es nicht unter unmittelbarem oder mittelbarem Einfluß des Altertums oder der romanischen Völker stand — von den sogenannten Kenningar der nordischen Skalden und deren Zusammenhang mit anderem Schrifttum sei hier einmal abgesehen —, herrscht unbedingt die Verwendung des Bildes zum Zweck der Verstärkung der Anschaulichkeit, also der Sache, vor; auch hier gilt: „deutsch sein heißt sachlich sein“. An keinem anderen kann das so zur Einsicht gebracht werden als an Luther, der zwar, wie wir heute wissen, bei genauerer Einsicht in die Quellen seines „Deutsch“, nicht einfach als der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache gelten darf, aber eben doch einer unserer gewaltigsten Sprachschöpfer und Sprachgestalter bleibt. Das aber ist er nicht zum wenigsten durch die unvergleichliche Anschaulichkeit seines bildlichen Ausdrucks. Weil er selbst ein schlichtes — Luther sagt schlechtes — d. h. also allgemeinverständliches Deutsch schrieb, deshalb rühmt er in der Vorrede zu der von ihm mehrfach herausgegebenen „Theologia Deutsch“ des alten, uns unbekanntem Frankfurter Deutsch-Ordensbruders ihre „ungefränzten, ungekränzten Worte“, während z. B. der gelehrte, feingebildete Humanist Melancthon in einem — natürlich lateinisch geschriebenen — Brief gegen Luther klagt, daß ihm keine Zeit bleibe, „die Blumen der Ahe-

thorik zu begießen“. Zu betonen ist noch vorweg zweierlei: Einmal: die anschauliche Verwendung von Bildern begegnet nicht etwa nur in den für das „Volk“ bestimmten Schriften oder den zwanglosen Tischgesprächen, sondern durchaus auch in den gelehrten, wissenschaftlichen Abhandlungen, denn auch diese machen immer den Eindruck des Geredeten, des zu einem andern lebendig Gesprochenen. Und dann: Die Wahl der Bilder zeugt von der ganz unverkennbaren Deutschtum Luthers: aus der Art, wie er sie der Beobachtung der Natur mit ihrem Pflanzen- und Tierleben und Wetterwesen entnimmt, aus der Art, wie er mit Vorliebe aus Kampf und Krieg und dann wieder aus der deutschesten Kunst, der Musik, seine Vergleiche nimmt; aus der Art, wie er Handel und Wandel des Bürgers und vor allem auch das Handwerk berücksichtigt, erkennt man Luthers deutsche Art schlechthin.

Ich wähle im Folgenden meine Beispiele absichtlich in erster Linie aus Luthers wissenschaftlichen Schriften und dem mit ihnen zusammenhängenden Briefwechsel.¹⁾

Bilder aus der Beobachtung des Naturlebens

Das Pflanzenreich. Ein Hauptanliegen der gesamten lutherischen Reformation ist bekanntlich sein Kampf gegen die Werkgerechtigkeit: Auch von den zehn Geboten gilt ihm: „Wenn diese nicht aus dem Glauben kommen, so machen sie zwar vor Leuten gerecht, aber vor Gott schmecken sie so wenig nach Gerechtigkeit wie die Elsbeere nach Feigen“ (Th. 247). — Für die wahre Kirche findet Luther den schönen Vergleich mit dem Blümlin Amaranthus, Tausendschön: „denn gleich wie Amaranthus = Tausendschön nicht verwelkt noch verdorrt, ebenso kann man auch die Kirche nimmer mehr vertilgen noch ausrotten. Was gibt es aber Wunderbareres als den Amaranthus? Wenn der mit Wasser besprengt und in Wasser gelegt wird, so wird er wieder grün und frisch, wie wenn er von den Toten auferweckt wäre“ (Böhmer, Luthers Werke in einem Bande 1907 S. 802). — Die erschütternde Erfahrung, daß „alles Gute Ursache des Bösen wird“ (in der Auslegung von der Weisheit Salomonis 2, 16), spricht Luther so aus: „Wen sollte das nicht be-

¹⁾ Die Lutherworte selbst führe ich in der Regel an nach Rudolf Thiel, Luther, Bd. I 1935 (= Th.) und nach den Schriften Luthers zur Theologie des Kreuzes, herausgegeben von G. Helbig 1935 (= Kr.).

fremden? Auch die Sonne, wenn sie aufgeht, tut den Augen der Käuzlein wehe, und Wein tötet die, so mit dem Sieber kämpfen“ (Ar. 89). „Ein guter Wein“, das weiß Luther aus eigenster Erfahrung, „mag nicht getrunken werden, er bringt von sich selbst mit unge- sucht seine Lust und Freude, und kann nicht verhindert werden, also viel- mehr, wann die Gnaden und Tugenden (d. i. das Reich Gottes) vollkommen wer- den, so muß ohn' unser Zutun, natürlich und ungehindert folgen Freude, Friede und Seligkeit und alle Lust“, aber eben um der Freude und Lust willen allein darf die Seligkeit des Himmelreichs nicht angestrebt werden (Ar. 164). — Luther hatte eine Vorliebe dafür, nachzuweisen, wie unter den Büchern des Alten Testaments vor allem die Psalmen „Christum treiben“, also auf ihn bezogen werden dürfen, ja, wie er meinte, es auch müssen. Das hat manchmal nicht geringe Schwierig- keiten, darum sagt Luther: „Ich aber, wenn ich eine Nuß im Terte finde, deren Schale mir zu hart ist, ich werfe sie gleich auf den Felsen Christus und finde den süßesten Kern“ (Th. 202).

Das Tierreich

Die deutschen Haustierte geben hier vor allem Stoff für bildliche Veranschau- lichungen. Gerade den Psalter lernte Luther bei der Bemühung, ihn zu verdeut- schen, erst recht verstehen, lernte aber auch gleichzeitig, die Mönche verachten, die ihn „seit Jahren schnattern wie die Gänse das Haberstroh“ (Th. 142). Es ist ganz ehrlich gemeint, wenn Luther in einem Brief an den Papst sich als „ungelehrt, schüchtern im Geist und ungebildet“ bezeichnet „in unserm blühenden Jahrhundert, das mit seiner herrlichen Literatur und Kultur auch einen Cicero in den Winkel drücken könnte“. „Aber“, fügt er hinzu, „mein Schicksal zwingt mich, den Gänserich, zu schnattern unter den Schwänen“ (Th. 38). — Und in dem Brief an einen Gothaer Klosterbruder, zu dessen humanistischer Eleganz Luthers derbes und grades Wesen nicht paßte, unterschrieb er sich als „der Bauer Corydon, Martinus der Bar- bar, der immer nur zwischen Gänsen schnattert“ (Th. 245), und ereifert sich ein andermal wieder gegen „all das Froschgeplärr und Mückengewisper der scholastischen spitzen Begriffe“ (Th. 254). — Christus wiederum ist Luther die Henne, unter deren Flügel wir

fliehen müssen vor dem Raubvogel des Bösen: „O eine angenehme Henne! o selige Küchlein, die dieser Henne zugehören! Wer aber sicher einhergeht in seiner eigenen Gerechtigkeit, den werden die Stoßvögel dahinreißen, die allergrausamsten Teufel“ (Th. 234). Dann wieder bittet Luther den Papst, „seine Heiligkeit möge seine für Christus stellvertretenden Ohren in aller Milde auf mich armes Schäflein richten und mein Blöken gnädigst ver stehen“ (Th. 56). — Das in keiner deutschen Bürgersfamilie zu Luthers Zeit fehlende Hauschwein hat zu aufdringliche Eigenschaften, als daß diese nicht Bilder für widerwärtige menschliche Eigenschaften grade auch bei den Gelehrten hätten abgeben können: Ein Tetzl, dessen vergebliches Geschwätz Luther „wie Pappenblumen¹⁾ und dürre Blätter“ dem lieben Wind befehlt, behandelt „die Heilige Schrift, unseren Trost, wie die Sau den Habersack“. Die Kläffer, d. i. die Verleumder, „gleichen der Sau, die sich im Kot wälzt und den auch frißt“ (Kr. 192) oder auch den Hunden, die das Nas eines Pferdes auf dem Felde mit ihren mörderischen Klauen abwechselnd in Stücke reißen“ (Th. 219). — Wer sich, trotzdem er ein Lügner und Aferredner ist, darauf beruft, doch ein Christ zu sein, der tut nach Luthers Auslegung der ersten Bitte des Vaterunsers „nichts anderes, als wenn ein Priester einer Sau aus dem heiligen Kelche zu trinken gäbe oder faulen Mist damit schöpfte“ (Kr. 152). Die menschliche Hoffart aber vergleicht Luther mit dem Haupt einer Schlange: „Wie eine Schlange all ihr Leben im Haupt hat, und sie, wenn das tot ist, niemand nichts tut, also wären, wenn die Hoffart tot wäre, alle Sünden unsterblich, ja sehr förderlich“ (Kr. 159). — So unerträglich wie der durchdringende Geruch des Ziegenbocks waren Luther die aus der Philosophie des Aristoteles hergeholten scholastischen Beweise für Sachen des Glaubens, wie sie sein Erzfeind Dr. Eck zur Widerlegung Luthers verwendete; darum sagt er: „Eck stinkt nach seinem Bock Aristoteles“ (Th. 65), den er ein andermal sehr viel sanfter „den Basler Aristoteles“ nennt, also den Schwäger. — Und dann stammt auch folgender Vergleich aus der Beobachtung der Natur: Luther ist sich bewußt, seine Gegner gelegentlich doch noch geschont zu haben — mit Rücksicht auf die Mahnung des Kurfürstlichen Rats Spalatin —, aber sie sollten auch künftig „den Luther möglichst vorsichtig und vorbedacht behandeln,

¹⁾ Löwenzahn mit Federkronen, sog. Pustebblumen.

sie könnten sonst leicht in den Schnee fallen, wenn sie dem Reif nicht aus dem Wege gingen“ (Th. 301).

Bilder aus der Beobachtung des Menschenlebens

Schon die Gestalt des Körpers des Menschen gibt Anlaß zu solchen Vergleichen. Immer wieder kämpft Luther gegen die Meinung, durch äußeres Tun seine Stellung zu Gott zu festigen und sicherzustellen: „In dem allen (den „Werken“ und „Gebärden“) sucht man Gott, aber man tut es mit dem Rücken und äußerlich (Kr. 31). — Die dritte Bitte des Vaterunsers ist für Luther die Hauptsache: anstatt des eigenen Willens müssen wir den Willen Gottes in uns regieren lassen: „denn wenn der Wille, der das Haupt und Oberste ist aller Glieder, nicht mehr unser und böse ist, so sind alle Glieder auch nimmermehr unser und böse. Dann greift dies Gebet die Bosheit bei dem Kopfe an, d. i. nicht bei der Hand oder dem Fuß, sondern bei unserm Willen, der das Haupt der Bosheit ist, der rechte Hauptschalk“ (Kr. 172). Wer aber doch wieder zu seinem Eigenwillen zurückkehrt, von dem sagt Luther: „er wirft die Gnade hinaus gleich wie die bösen Magen, die die Speise nicht vertragen können“ (Kr. 174). Die Erbsünde wiederum dünkt ihm „wie ein Bart. Wenn einer heute ums Maul glatt ist, wächst es morgen wieder. Das hört nicht auf, solange er lebt. Wenn man mit der Schaufel zuschlägt, dann hörts auf“. Er erinnert sich dabei an Augustins Beteuerung, die Taufe zerstöre die Sünde bis in ihre Wurzeln, so daß sie nicht mehr wachsen kann, wie die Haare auf dem Kopf und nicht in einem fort geschnitten zu werden brauchen (Th. 179). Die naturgetreue Beobachtung körperlicher Eigenschaften und Verrichtungen läßt Luther bei seinen Vergleichen nun auch nicht vor Derbheiten zurückschrecken. Wir müssen aber bedenken, daß gewiß das ganze 16. Jahrhundert — und nicht bloß in Deutschland und auch keineswegs bloß auf dem Gebiet des Schrifttums — unter der Herrschaft des St. Grobianus stand, dann aber, daß es zum Wesen unserer größten Deutschen gehört, Gegensätze in sich zu vereinigen in einem Maße, wie das bei anderen Völkern und Rassen doch nicht entfernt so der Fall ist. So ist auch Luther ein vorbildlicher Deutscher darin, daß er urkräftige Derbheit und Grobheit — im Deutschen lügt man, wenn

man höflich ist, nach Goethe — zugleich mit unerhörter Feinheit und Zart sinnigkeit im sprachlichen Ausdruck vereinigt (man denke u. v. a. an die so nur im Deutschen mögliche Verwendung des Wortes „lieb“ in dem Brief vom Dolmetschen). Hier also ein paar Beispiele von Derbheit in Luthers anschaulicher Bildersprache: Voll wütender Entrüstung gegen die Haarspaltereien der Scholastik donnert er seine Gegner an: „Statt daß das arme Volk einmal von ihnen eine richtige Erkenntnis von Sünde und Gnade kriegen sollte, muß man den zehnmal ausgespienen Dreck der Philosophie fressen, ehe man versteht, was eine bindende oder eine andere Schuld ist“ (Th. 254). Und man muß die „Natur“, diesen Liebling der Scholastiker, den Erzfeind aller wahren Religion, in ihrer Anmaßung kennengelernt haben, durch vernünfteln des Denken die Fülle der Gottheit begreifen zu wollen, um den Hohn auf die „Hure Vernunft“, auf die „Kotzase Natur“ zu verstehen (Th. 175). — Luther weiß: „Dann erst verlangt der Kranke nach Arznei, wenn er das Übel seiner Krankheit erkannt hat; so wächst auch das Verlangen nach Gnade auf, wenn die Erkenntnis der Sünde da ist.“ — „Wie es darum nicht Anlaß zum Verzweifeln oder zum Sterben geben bedeutet, wenn einem Kranken das Gefährliche seiner Krankheit offenbar wird, sondern vielmehr ihn auffordern heißt, sich nach einer Arznei umzutun, so bedeutet sagen, daß wir nichts sind und ohn Unterlaß sündigen, solange wir tun, was an uns liegt, nicht die Menschen in Verzweiflung bringen — sie müßten denn Narren sein — sondern sie reizen, nach der Gnade unseres Herrn Jesu Christi zu fragen“ (Ar. 115). — Luther kennt auch eine „Wassersucht der Seele“: „Gleichwie die Liebe zum Geld wächst mit dem wachsenden Geld, so ist das auch bei zunehmender Weisheit, Ehre, Macht und dergleichen der Fall: „es ist nämlich unmöglich, daß die Begierde satt gemacht wird dadurch, daß sie einmal ihr Ziel erreicht“, denn „je mehr einer trinkt, desto größer wird sein Durst“ (Ar. 117). — Überall hat Luther seine Augen offen im Menschenleben, um daraus anschauliche Bilder für seine reformatorischen Zwecke zu nehmen, die eine Volksmission im allereigentlichsten und höchsten Sinne darstellen. Schwer ist es ihm angekommen, die ganz unwissenschaftliche Widerlegung seiner Ablaß-Thesen durch Dr. Eck gelten lassen zu müssen — um des Friedens willen —: „Ich habe trotzdem dies Süppchen eines Höllenhundes mit Geduld verschlucken wollen“ (Th. 260). — Gegen die sogenannten Evan-

gelischen Ratschläge der alten Kirche zur Heiligung der Besten, die eben nicht von Jedermann befolgt zu werden brauchten, ergießt Luther seinen Hohn, indem er ihre Verfechter sagen läßt: „Halt! wir wollen unsere Zungen spitzen und unserm Herrgott ein Loch in das Papier bohren und eine Glosse machen und also sagen: „Ei das hat Gott nicht so gemeint, denn wer könnt's halten?“ — Und wenn Luther noch in seinen letzten Jahren nicht ganz auf die Allegorien bei der Auslegung der Bibel verzichten kann, so tut er das mit den Worten: „denn sie sind wie ein schöner Hurenbalg, der den Menschen so lieblost, daß man Lust und Liebe zu ihm haben muß“ (Th. 199); das tut Luther, der sich doch auch wieder, ehe es zum vollständigen Bruch mit Rom kam, in einem Brief an den Papst ganz demütig und aufrichtig als „Hefe der Menschen und Staub der Erde“ bezeichnen konnte (Th. 199). Bald sah er freilich, daß die Gegengründe Roms gegen seine Reformation nicht stichhalten konnten oder, wie er sich ausdrückt: „Wie ist den Papisten die Decke schon kurz und schmal geworden!“ (Th. 351). Unter hundert anderen Fällen zeigte sich das darin, daß der Papst es zuließ, daß die Pfarrer sich ein Weib halten durften: das hieße ja nichts anderes als „Stroh und Feuer zusammenlegen und verbieten, es soll weder rauchen noch brennen“ (Th. 94).

Kampf und Krieg. Kampf und Krieg gehören so notwendig zum Wesen des deutschen Menschen, daß von vornherein anzunehmen ist, sie spielen auch eine wichtige Rolle bei der Bilderwahl Luthers für die Anschaulichkeit seines Ausdrucks. Luthers eigene durch und durch kriegerische Natur mußte immer einen anschaulich greifbaren Feind vor sich haben, gegen den er zu Hieb und Stich anreiten konnte, daher sind auch seine wissenschaftlichen Arbeiten immer Kampf- und Streitschriften. Ist ja auch sein Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, bei dem man die alttestamentliche Vorlage völlig vergißt, zum Trutz- und Kampfgesang der Deutschen weit über die protestantische Bevölkerung hinaus geworden. Sein ganzes Leben lang bewahrte Luther die unerschütterliche Überzeugung: „Ein Christenleben soll ein Krieg sein, und die das Wort haben, sollen vorhergehen in der Heerspitzen, das Schwert in der Faust haben und den Haufen hinter sich herziehen, gerüstet sein und allerwege auf die Puffe warten, wie in einer rechten Schlacht; sonst liegen wir bald darnieder“ (Ricarda

Zuch, Luthers Glaube S. 255). Und den Glauben, diesen Haupt- und Grundbegriff alles evangelischen Christentums, kennzeichnet Luther einmal so: „Es geht in der Hoffnung zu. Es steht im Werden. Hier gilt es stechen, fechten und schlagen, nicht zurücklaufen vor den Feinden. Feldflüchtige werden erwürgt“ (Karl Barth, Der Römerbrief 3. A. 1923 S. 152). Die Beziehung zwischen dem Gläubigen und Christus findet ihren in Sonderheit deutschen Ausdruck bei Luther, wenn er sie als das Treue-Verhältnis zwischen dem Herrn und Könige und seinem Gefolgsmann auffaßt. Auf dieser Grundlage hatte schon der Dichter des alt-sächsischen Heliand die aus dem Orient stammende christliche Religion einzu-deutschen unternommen, und dies urdeutsche Grundgefühl sollte noch bei dem sonst so weichmütigen Mystiker Angelus Silesius in seinem Liede „Mir nach, spricht Christus unser Held“ nachtönen. Ich habe über die christlich-germanische Gefolgstreue ausführlich gehandelt in meiner Schrift „Der deutsche Luther tut not“ (Bonn 1935) S. 52—60. „Gott hat uns die Wohltat tan“, sagt Luther, „daß er uns den Christum zu einem Hauptmann geben, hat ihn vorn an die Spizen gestellt und am ersten dadurch gehen lassen. Die weil nun unser Herr selbst ist angefochten worden und an der Spizen gestanden und unser Herzog gewesen ist, warum wollen wir uns nicht auch darein geben? Darum muß man halten an dem Geleitsmann und Spizengführer, der spricht: hier tritt auf meinen Fußtapsen und sieh auf mich. Und wo ich bleib, da bleib du auch; so kommen wir dann hindurch, gewinnen Mannheit, mitten in den Dingen stark zu werden und hindurchzudringen“ (Vorrede zu Vogelsang, Christusglaube und Christusbekennnis bei Luther, Heft 16 von „Kirche in Bewegung und Entscheidung“). — Von kraftvollster Anschaulichkeit ist dann der Sturm auf die drei Mauern der Romanisten, d. i. der Verteidiger der unumschränkten Papstgewalt, in der ersten großen Reformationsschrift Luthers „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“: „Die Romanisten haben drei Mauern mit großer Behendigkeit umb sich gezogen, damit sie sich bisher geschützt, daß sie niemand hat mugen reformieren“ — „Tu helf uns Gott und geb uns der Bossaunen eine, domit die Mauern Hiericho wurden umbworfen, das wir diese

strobernen und papiernen Mauern auch umbblasen“ — „Wolln die erste Mauer am ersten angreifen“ (nämlich: geistliche Gewalt sei über die weltliche) — „die ander Mauer ist noch loser und untüchtiger: daß sie allein wolln Meister der Schrift sein . . . der Papst mag nit irren im Glauben“ — „die dritte Mauer fällt von ihr selbst, wo diese erste zwo fallen“ (nämlich, daß allein dem Papst gebühre, ein Konzil zu berufen). Und den Franziskaner Augustin in Leipzig, der mit Luthers eigenen Waffen fechten will, heißt er aufs herzlichste willkommen zu dem heißen Kampf; mit sieghaftem Humor — bei Luther immer das Zeichen unerhörtester Sicherheit in seiner Sache — vor Augen die Schilderung der geistlichen Waffen im Epheserbrief des Paulus — jubelt Luther ihm wie ein alter Nibelunge entgegen: „Es ist wieder etwas Neues auf den Plan gekommen, nachdem es diese Jahre gut geregnet und viel in neuster Zeit erwachsen. Nun tun sich erst die tapferen Helden hervor, zu Leipzig auf dem Markt, die haben Eisenhüte an den Füßen, das Schwert auf dem Kopf, Schild und Krebs hängen auf dem Rücken, die Spieße halten sie an der Schneide und steht ihnen der Harnisch fein reiterisch an, auf die neue Manier“ (Th. 82). — Aus Dr. Ecks erster Erwiderung auf Luthers Thesen ersieht dieser, daß er „nicht wissenschaftlich disputieren will“ und merkt daraus, „daß er seine Pfeilchen wirklich in der Faschingszeit abgeschossen hat, als ihm die Larve überm Witz gehangen hat“ (Th. 64). — Die Faschingszeit klingt auch ein andermal an, als Luther einem Merseburger Bischof zu verstehen gibt, er „habe wohl sein Gehirn in Becksburg verloren“ (Th. 79). — Dem Glaubenssachverständigen der Kurie aber, dem Dominikaner Prierias, gibt Luther zu verstehen: „Wenn ihr noch anreiten wollt, dann führet doch euren heiligen Thomas in stärkerer Rüstung auf den Platz, weil ihr nicht wieder mit derselben Zurückhaltung empfangen werdet“ (Th. 270). Und an Staupitz schreibt er von den „Ablaßtrompeten und Vergebungspösaunen“ Tetzels, „die uns doch nicht zum rechten Kriegsdienst der Seele führen“ (Th 267).

Und zu Kampf und Krieg nun der Gegenpol gewissermaßen im Wesen des deutschen Menschen, die deutscheste der Künste, die Musik. Die ungewöhnlich große Bedeutung, die Frau Musica für Luthers Person und sein ganzes Schaffen gehabt hat, lernt man quellenmäßig immer noch recht gut kennen aus Neu-

bauers Zusammenstellung in den Denkmälern der Älteren deutschen Literatur von Bötticher und Kinzel III. 3. — Cajetan muß sich den Vorwurf gefallen lassen, er eigne sich ebensogut zum Verständnis und zum Urteil über Luthers Sache wie der Esel zum Harfenspiel (Th. 50). — Das wortlose Beten steht Luther unendlich höher als das mit Worten, die doch aber als Vorübung nicht unterschätzt werden dürfen: „Die Worte sollen für nichts anderes gehalten werden als für eine Trompete, Trommel oder Orgel oder sonst ein Geschrei, damit das Herz bewegt und erhoben werde zu Gott“ — „An die Worte soll man sich halten und an denselben aufsteigen, bis die Federn wachsen, daß man fliegen kann ohne Worte“ (Ar. 148). Wer bloß mit dem Munde betet, ohne daß das Herz dabei beteiligt ist, gleicht nach Luther den „bleiernen Orgelpfeifen; die plärren und schreien mächtig in der Kirchen und haben doch weder Worte noch Verstand, und vielleicht sind die Orgeln derselben Sänger und Beter Bild und Anzeiger“ (Ar. 162). — Luther, unerschütterlich fest überzeugt von der Richtigkeit seiner Sache, will seinem Christus „singen, solange er lebt“: „Wenn einer nicht mitsingen will, was gehts mich an? Beliebt ihm, heule er mit sich selbst allein“ (Th. 268). Und auch die Bühnenkunst gibt einmal ein anschauliches Bild her, um einen wertvollen Gedanken auszudrücken: Luther ist sich bewußt, sich nicht aus Ehrgeiz oder Ruhmsucht mit seiner Sache hervorgedrängt zu haben, um eine große Rolle auf der Weltbühne zu spielen; er hat vielmehr „immer den Winkel geliebt“ und „wollte viel lieber dem prächtigen Spiel der Geister unserer Zeit zuschauen, als selbst zu Aller Spott auf der Bühne stehen“ (Th. 268).

Luther wäre nicht der vorbildliche Ausdruck deutschen Wesens in seinem 16. Jahrhundert, das von Goethe so bezeichnend „das deutsche Jahrhundert“ genannt worden ist, wenn er, so tief wie kein anderer unserer ganz Großen im eigentlichen Volke wurzelnd, nicht auch dem deutschen Handwerk seine Bilder entliehen hätte, das eben damals seine besondere Blüte erlebte. — Luther durfte mit Recht darüber zornig sein, daß „Etlliche, sonst im Glauben bau-sällig“, durch absichtlich falsche Auslegung seiner Schriften „verursacht worden sind, schimpflich zu reden über einige Artikel“ (Th. 291). Die Torheit der Philosophen (gemeint sind die Scholastiker und die Sophisten) vergleicht er dem

Menschen, „der sich zu einem Baumeister gesellt und über das Schneiden und Behauen und Vermessen der Hölzer und Latten staunt und sich damit törichter-weise zufrieden gibt und beruhigt ist, ohne sich weiterhin im geringsten darum zu kümmern, welches Ziel denn nun eigentlich der Baumeister mit all diesen Arbeiten verfolgt“. Das schließliche Ziel der Schöpfung Gottes, die Ausbreitung der Gottesherrschafft selbst, wird eben nicht durch allerlei vernünftelnde Erkenntnis, sondern durch die Offenbarung gewiesen (Ar. 250). — Als Melanchthon einmal den Pariser Theologen eine meisterhafte Abfuhr hatte zuteil werden lassen, meint Luther doch, er habe sie noch zu sanft behandelt und bloß mit leichtem Hobel überlaufen: „Ich sehe wohl, ich muß mit der Bauernart über die groben Blöcke kommen und sie nach der Regel waldrecht, sie föhlens sonst nicht“ (Th. 342). — Unvollkommen bleibt für Luther alles menschliche Tun, obwohl doch nur durch solches Gott seine Absichten verwirklichen kann: „Wenn einer mit einem vom Kost zerfressenen, schartigen Beil arbeitet, dann gibts eben, auch wenn er ein noch so tüchtiger Handwerker ist, doch keine guten, glatten und geraden Schnittflächen. So ist es, wann Gott durch uns wirkt“ (Ar. 110). — Wenn Luther dann einmal auf die unvorgreiflichen und für uns undurchsichtigen Wege Gottes mit den Worten hinweist: „Ein anderer Mann ist's, der das Rädlein treibt“, so mögen wir an den Drechsler oder Seilmacher oder auch an den Scherenschleifer denken (Th. 351). Und wenn er einen besonders groben Angriff mit einer gehörigen moralischen Ohrfeige erwidert, tut er es mit den Worten: „Der Deckel muß zu dem Geschirr passen“ (Th. 301). Für das Töpferhandwerk, für den Former und Bildner aus Lehm, hat Luther eine besondere Vorliebe. Von sich selbst sagt er, er „dreht seine Scheibe“, um einen ordentlichen Krug zu fertigen, nämlich ein Gegenstück zu Tetzels „neuesten Töpfereien“ (Th. 267). Menschen, die ihre eigenen Gedanken für gleichwertig mit Gottes Gedanken halten, vergleicht Luther dem ungeformten Lehm, der sich für das Gefäß hält. Vielmehr ist die künstlerische Form und Vorstellung in dem Töpfer selbst, die er nun in den Lehm hineinzubilden sucht. Die Eignung des Stoffs aber zu einer künstlerischen Form bezeichnet Luther dabei sehr fein „gleichsam als eine stumme Bitte um die Form“ — „die versteht der Künstler und erhört sie, wenn er sich anschickt, das zu tun, wonach jener Stoff durch seine Eignung verlangt. Ebenso

kommt auch Gott über unser Fühlen und Denken und sieht, wonach es begehrt und wozu es sich eignet und was es ersehnt. Als dann beginnt er ihm die Form aufzudrücken, die seine Kunst und sein Plan bereithält“ (Ar. 254—256). Dasselbe Bild von dem ungeformten Lehm, der erst durch die Kunst des Töpfers eine Gestalt erhält, verwendet Luther dann auch in folgender Weise: „Bei einem Menschen, mit oder in dem Gott handelt, kann seine eigene Rede, Meinung, Klugheit oder sein guter Wille keinen Bestand haben oder gar zu Ehren kommen. Das alles ist wie ungeformter Stoff und wie formloser Lehm, der sich, sobald Gott ihn bearbeitet, in sein Gegenteil verwandelt.“ „Der Töpfer kann eben, wenn er aus Lehm ein Gefäß bildet, dem Lehm unmöglich seine ursprüngliche Gestalt lassen und zugleich ein Gefäß bilden, da doch die ursprüngliche Gestalt das Widerspiel und Nichtsein des geformten Gefäßes ist“ (Ar. 275). Dem Töpferhandwerk entstammt doch wohl auch das Bild vom Probierofen, wenn Luther die Franziskaner in Jüterbog mit den Worten angreift: „Meine Lehre ist von den scharfsinnigsten Köpfen geprüft und noch nicht verworfen worden: und jetzt soll sie im Probierofen eures geringen Ordens von ein paar schnarchenden Brüdern, die von ungefahr einmal einen Doktor gesehen, als ketzerisch verdammt werden?“ (Th. 296). — Dann wieder entlehnt Luther der Tätigkeit des Bildschnitzers folgendes Gleichnis: „Gerade dadurch, daß er wegnimmt und abschlägt, was vom Holz nicht zum Bild gehören soll, fördert er auch die Form des Bildes. So auch wächst in der Furcht, die den alten Menschen abhaut, die Hoffnung, die den neuen Menschen formt“ (Ar. 67). Aber: „Ein Werkzeug kann nicht mit dem Bildner zusammenwirken, es sei denn ergriffen von seiner Hand.“ — „So ist es auch völlig verkehrt, sich zu einem Werke zu schicken, ehe denn Gott in uns wirkt, d. h., ehe denn wir glauben“ (Ar. 275). — Auch der Schuster, der Weber, der Buchdrucker, der Edelschmied und der Lichtzieher leihen der Sprache Luthers bildliche Wendungen zu anschaulichstem Ausdruck. „Die Theologen disputieren so frech von der Dreieinigkeit wie der Schuster von seinem Leder schwätzt“ (Th. 205). — Über den kurfürstlichen Finanzminister Pseffinger urteilt Luther: „Er kann sehr gute Worte spinnen, wird aber nicht gut Tuch daraus“: er hatte nämlich die Luther vom Kurfürsten schon lange versprochene neue Kutte noch immer nicht geliefert (Th. 264). — Unser Herrgott ist Luther „wie ein Drucker: der setzt die Buch-

staben zurück; seinen Satz sehen wir und fühlen ihn wohl, aber den Abdruck werden wir dort sehen. Indes müssen wir Geduld haben“ (Kr. 215). Im Kommentar zum Galaterbrief wiederum heißt es: „Der Glaube ergreift Christus und hat ihn gegenwärtig und hält ihn eingeschlossen, wie der Ring den Edelstein (Kr. 295). In der Erläuterung von Psalm 119, 105: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen“ sagt Luther: „gleichwie unsere Talg- und Wachslichter nicht erleuchten den Himmel, auch die Erde nicht, sondern die engen Winkel in Häusern: also ist Gottes Wort auch die rechte Sonne, die uns den ewigen Tag gibt, zu leben und fröhlich zu sein. Solch Wort ist gar reichlich und lieblich im Psalter gegeben. Wohl dem, der Lust dazu hat und solch Licht gern sieht; denn es scheint gerne. Aber Maulwürfe und Fledermäuse habens nicht gerne, das ist die Welt“ (Kr. 227). Noch gegen Ende seines Lebens mahnt Luther: „Ihr, unsere Nachkommen, betet auch mit Ernst und treibet Gottes Wort fleißig! Erhaltet das arme Windlicht Gottes! Seid gewappnet und gerüstet, als die alle Stunden gewarten müssen, wo auch der Teufel etwa eine Scheibe oder Fenster ausstoße, Tür oder Dach aufreißt, das Licht auszulöschen!“ (Kr. 242).

Dem kaufmännischen Betrieb entstammt das Bild vom Zahlpfennig: „Gleichwie ein Zahlpfennig oder ein gemalter Gulden nicht ein wirklicher Gulden ist, sondern nur ein Abbild von ihm, ja ein Nichts und eine Täuschung, so sie für wirkliche Gulden ausgegeben und gehalten werden — ein rechter Gulden aber ist etwas Wahres und Ungefälschtes — so ist auch aller Heiligen Leben und Werk und Gerechtigkeit gegenüber der Gerechtigkeit und dem Werke der Gnade Gottes ein bloßer Schein und eine tödliche und gefährliche Falschheit, wenn sie für recht und wahr gehalten werden“ (Kr. 72—75). Und voll Eifer bekämpft Luther auch die sündhafte Auffassung, das Wort Gottes sei ein Zahlpfennig, der nach jedem verdammten Frevel müsse gelten, darnach sie ihn auf den Linien heben oder legen“ (Lutherausg. v. Clemen 4, 544). (Das Rechenbrett, das das Volk bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts benutzte, hatte fünf oder mehr gleichlaufende waagerechte Linien; die Werte stiegen von unten nach oben; die erste Linie enthielt die Einer, die zweite die Zehner usw.).

Die Deutschen sind vor allem auch ein Volk, in dem Fluß- und Seeschiffahrt eine große Rolle spielen. Eine reiche Anzahl

von Redewendungen in unserer Schrift- und Umgangssprache entstammt dem Schiffs- und Wasserwesen: vor Anker gehen — etwas fest verankern — jemanden den Wind aus den Segeln nehmen — einen ausbooten — etwas oder einen wieder flott machen — sein Schäschen aufs Trockne bringen (niederdeutsch Scheppen = Schiffchen) — schief geladen haben — Schiffbruch leiden — in den Hafen (etwa des Glücks) einlaufen usw. Luther kennt die See nicht aus eigener Anschauung, wohl aber Flussfahrt und Flussleben aus dem fast vierzigjährigen Aufenthalt in Wittenberg an der Elbe, aus Fahrten nach Halle an der Saale, nach Worms am Rhein, nach Heidelberg am Neckar, und er kennt italienische Ströme von der Reise nach Rom her. Zweimal findet sich nun — in dem von mir abgesteckten Umfang von Luthers Schrifttum — das Schiff als Gleichnis: in der Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche, die von den Sakramenten handelt, bezeichnet er die Taufe als ein „unzerbrechliches Schiff, in das man nach jeder Sünde wieder springen darf“, was freilich ein schwer verständliches „Glück christlicher Freiheit“ für uns bedeutet, wodurch aber allerdings alle päpstlichen und bischöflichen Satzungen aufgehoben werden (Th. 87/88). Und im Kampf gegen die Wiedertäufer knüpfte Luther an einen von der römischen Kirche viel beachteten Spruch des Hl. Hieronymus an: Man müsse nach dem Schiffbruch seiner Unschuld auf dem Brett der Buße fahren. Luther lehnt das entschieden ab mit den Worten: „Ich brauche des anderen Brettes nicht, das Schiff zerbricht nicht, die Taufe hört nicht auf. Falle ich aber aus dem Schiff, wohl an, ich steige wieder ein.“ Nach seiner festen Überzeugung hat eben der Mensch „mit der ganzen Dreifaltigkeit und göttlichen Majestät einen Bund gemacht, daß seine Sünden künftig nicht mehr angerechnet werden sollen, wenn er nur gläubig in der Freiheit seiner Taufe bleibt“ (Th. 365—366).

Wahrlich, Luther bekundet durch die Anschaulichkeit seiner Bildersprache gerade auch in den wissenschaftlichen Schriften unverkennbar wesenhafte Deutscherheit.